

Mark Chinca / Timo Reuvekamp-Felber / Christopher Young (Hgg.), *Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 13) Erich Schmidt, Berlin 2006. XXXII/391 S., € 69,80.

Das Bundesliga-Spiel Schalke 04 gegen Borussia Dortmund vom 24. Februar 2001 hat zwar kein Tor hervorgebracht, dafür aber bei zweien seiner Zuschauer die Idee zu einem Sammelband über Mären und verwandte ‚novelli-

stische' Texte der volkssprachigen europäischen Literaturen des Mittelalters (S. IX). Wer will, kann den anekdotischen Hinweis als Anspielung auf die agonalen und lusorischen Strukturen der Texte lesen, mit denen der Band sich beschäftigt. Bereits Hermann Bausinger hatte ja seine einflußreiche Typologie der Schwankformen durch den Vergleich mit einem Fußballspiel veranschaulicht.¹ Andererseits könnte die Reverenz der Herausgeber vor dem – trotz Torlosigkeit² – „obviously inspiring standard“ (ebd.) gerade des deutschen Fußballs auch auf die Märenforschung selbst bezogen werden: als leise ironische Selbstpositionierung nämlich gegenüber einer zurückliegenden Phase der Forschungsdiskussion. Der Band möchte – das signalisiert bereits der Klappentext – an diese Diskussion anknüpfen, dabei allerdings den motiv- und gattungsgeschichtlich verengten Horizont durch neu eröffnete „kulturwissenschaftliche Perspektiven“ erweitern.³

Expliziert wird dies durch Timo Reuvekamp-Felbers einleitenden Forschungsbericht (S. XI–XXXII), der mit reichen Literaturhinweisen differenziert den Stand der Forschung nachzeichnet und weiterführende Ansätze vorstellt. Während dem „Lehrenden“ dabei bisher unbeachtete Diskussionszusammenhänge erkennbar werden können, wird der im Klappentext ebenfalls adressierte „Studierende“ von der dichten Folge unterschiedlicher Themen, Fragen und Methoden vermutlich etwas überfordert sein. Es folgt – ebenfalls mit einführender Funktion – Klaus Grubmüllers skizzenartiger Überblick über das gesamteuropäische Feld „mittelalterliche[r] Novellistik“ (S. 1–23),⁴ verbunden mit Überlegungen zu den begrenzten Möglichkeiten, dieses Feld komparatistisch zu vermessen. Daran schließen sich zunächst neun germanistische Beiträge an, die unterschiedliche Zugänge und Konzepte anhand von exemplarischen Analysen einzelner Mären erproben, dann sechs Aufsätze zu französischen und italienischen Novellen, zu anglo-normannischen Fabliaux, Chaucers *Canterbury Tales* und mittelniederländischer Kurzdichtung.

Gegenüber dem Gros der interpretativ verfahrenen Beiträge nimmt Jürgen Schulz-Groberts überlieferungs- und mediengeschichtliche Untersuchung zur Aufnahme märenhaften Erzählens in den Buchdruck (S. 207–223) eine Sonderstellung ein: Zwischen den vom Autor vorgestellten Extremfällen, den Frühdrucken des *Peter von Staufenberg* einerseits und des *Ritter Beringer* andererseits zeichnet sich vor 1500 ein breites Spektrum typographischer Formen ab, das von der aufwendigen „Luxusausgabe“ (S. 217) über die etwas weniger anspruchsvolle „Normalausgabe“ bis zur „pragmatisch-schlicht gestalteten Broschüre“ reicht (S. 218). Die immer noch ganz undeut-

¹ Hermann Bausinger, „Bemerkungen zum Schwank und seinen Formtypen“. In: *Fabula* 9 (1967), S. 118–136, hier S. 125.

² Das magere Resultat entsprach offenbar durchaus der spielerisch recht durchschnittlichen Qualität der Begegnung, die etwa der Trainer von Schalke 04 mit den Worten kommentierte, das Spiel sei „kein richtiger Fußball“ gewesen (*Süddeutsche Zeitung*, 26. Februar 2001, S. 35).

³ Daß der einst heftige Streit um die Gattungsfrage gewissermaßen beim Stand von 0:0 abgepiffen wird, zeigt auch die terminologisch nonchalante Austauschbarkeit der Bezeichnungen Novelle, Märe, *short story*, Kurz- oder Verserzählung in der Folge der Aufsätze.

⁴ Ausführlicher entwickelt in: Klaus Grubmüller, *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle*. Tübingen 2006.

lichen Übergangsprozesse, denen märenhaftes Erzählen unter den Bedingungen des medialen Wandels unterliegt, erhalten durch diesen (so wichtigen wie immer noch recht einsamen) Vorstoß bereits etwas schärfere Konturen. Die übrigen germanistischen Beiträge konzentrieren sich in ihren Interpretationen überwiegend auf die Thematisierung von Körperlichkeit und Sexualität einerseits sowie sozialer Relationen der Geschlechterhierarchie und des ökonomischen Tauschs andererseits; sie sind größtenteils von textnaher Sensibilität und im Hinblick auf die einzelnen Texte erhellend. Konzeptuelle Divergenzen bei thematischer Konvergenz erzeugen unter ihnen wie auch über den Band hinaus dialogische Effekte, die immer wieder dazu anregen, Argumente und Interpretamente gegeneinander abzuwägen.

Aufschlußreich im Hinblick auf die Erkenntnismöglichkeiten einer kulturwissenschaftlich orientierten Märenforschung ist beispielsweise ein Vergleich zwischen Mireille Schnyders Analyse des *Rädlein* von Johannes von Freiberg („Schreibmacht vs. Wortgewalt. Medien im Kampf der Geschlechter“; S. 108–121) und der „diametral anders [...] argumentierenden Studie“ (S. 111) Judith Klingers zum selben Text.⁵ Der entscheidende Punkt beider Interpretationen liegt in der Bewertung des – nicht nur im Märenkontext – ungewöhnlichen narrativen Gewichts und der erstaunlich hohen poetischen Qualität der Figurenrede, mit der im *Rädlein* das durch schwankhafte List verführte Mädchen ihre erste sexuelle Erfahrung hyperbolisch schwärmend verbalisiert. Für Klinger tritt der männliche implizite Autor des Märe mit dieser Rede seine (im Promythion noch selbstbewußt behauptete) poetische Kompetenz an die weibliche Figur ab; der Text konstruiert auf diese Weise eine „erotische Subjektivität“, welche sich den von ihm gleichwohl aufgerufenen traditionellen Rastern der Geschlechterdifferenz und -hierarchie nicht mehr füge.⁶ Schnyder hingegen versteht die weibliche „Wortgewalt“ nicht nur auf der Handlungsebene als kalkulierten, luststeigernden Effekt der männlichen erotischen Intrige, sondern überhaupt als raffinierte Inszenierung des Autors. Dessen „Schreibmacht“ ermögliche es ihm, die männliche erotische Imagination durch die textuelle Spiegelung an der von seiner weiblichen Figur artikulierten Ekstase zu intensivieren und damit zugleich die traditionellen Asymmetrien zwischen männlicher konzipierender Rationalität und weiblicher Körpergebundenheit sowie zwischen der Schriftkompetenz des männlichen Autors und der von ihr abhängigen Mündlichkeit der Frau zu bestätigen.

Unterhalb der gegenläufigen Thesen von Klinger und Schnyder sind die jeweiligen Detailbeobachtungen am Text größtenteils durchaus nachvollziehbar. Offensichtlich aber entscheidet sich die Plausibilität der Interpretationen weniger an der Rekonstruktion konkreter textueller oder kontextueller Semantiken, sondern eher an der Akzeptanz fundamentaler text- und kulturtheoretischer Vorannahmen über die Einheit und Geschlossenheit des Textes

⁵ Judith Klinger, „Aus der Haut gekritzelt. Zur sexuellen Poetik im ‚Rädlein‘ Johannes’ von Freiberg“. In: Hans-Christian Stillmark / Brigitte Krüger (Hgg.), *„Worüber man (noch) nicht reden kann, davon kann die Kunst ein Lied singen“*. Texte und Lektüren. Beiträge zur Kunst-, Literatur- und Sprachkritik. Frankfurt/M. u. a. 2001, S. 211–226.

⁶ Vgl. ebd., S. 225.

und über seinen Status innerhalb eines diskursiven Gefüges: Ist der Text ‚als Ganzes‘ ein von seinem Autor ‚inszeniertes‘ kulturelles Ordnungsmodell (vgl. Schnyder, S. 111, Anm. 4) oder können sich in ihm die Stimmen unterschiedlicher diskursiver Subjekte überlagern? Und wie weit sind textuelle Hierarchien (Erzähler – Figur) durch nichttextuelle Machtverhältnisse (Mann – Frau) vorgeprägt? Sicher entspringen solche Fragen einer generellen hermeneutischen Problematik kulturwissenschaftlich begründeter Kontextualisierungen, die aber im Blick auf märenhafte Texte besonders brisant wird: Zum einen suggerieren viele dieser Texte in der prägnanten Sequenzierung durch Transgression und Restitution einen hohen Geltungsanspruch als Repräsentation basaler kultureller Werte – welcher jedoch andererseits hinsichtlich der Kombinatorik und Variabilität der Textmuster und aufgrund der nur sehr hypothetisch rekonstruierbaren sozialen und kommunikativen Praxisbezüge grundsätzlich mit einigen Vorbehalten behaftet ist. So wäre etwa vorstellbar, daß unter den Bedingungen einer realen kommunikativen Interaktion die beiden so gegensätzlich scheinenden Deutungsoptionen Klingers und Schnyders je nach Situation, sozialem Rahmen und performativer Ausgestaltung aktualisiert – oder auch im Hinblick auf unterschiedliche Rezipientenkreise unentschieden gelassen werden konnten.

Für die Märenforschung ist jedenfalls vor diesem Hintergrund die in der Einleitung beschriebene und postulierte Erweiterung der Kontexte konsequent und produktiv. Zur „selbstkritische[n] Bilanzierung“ (S. XXXII) des Erkenntnisgewinns einer solchen kulturwissenschaftlichen Orientierung müßte allerdings auch die Einsicht gehören, daß aus den gleichen Gründen mit zunehmend ‚dicht‘ kontextualisierenden Beschreibungen einzelner märenhafter Texte und Textreihen ein genereller Nebeneffekt dieser Orientierung, der Pluralismus der Perspektiven, besonders stark zunimmt. Wie das Beispiel der Interpretationen zum *Rädlein* zeigt, wäre dieser Pluralismus tendentiell nur durch die Entscheidung fundamentaler text- und kulturtheoretischer Vorannahmen zu reduzieren, über die ein Konsens allerdings schwer herzustellen sein wird. Darüber muß man nicht traurig sein; man müßte sich aber eingestehen, daß im Mosaik komparatistischer und interdisziplinärer Kontextualisierungen die Erkenntnis eines umfassenden (literar)historischen Zusammenhangs – oder einer epochalen und konsistenten Gattungsentwicklung – der märenhaften Texte (auch und gerade, wenn sie in einem weiteren Feld ‚novellistischen‘ Erzählens verortet werden) kaum mehr anvisiert werden kann.

Wie ertragreich eine selektive Analyse von Texten und Textreihen unter Verzicht auf literarhistorische Generalisierungen sein kann, zeigen die eindringlichen Studien von Bettina Bildhauer zu *Kaiser Lucius’ Tochter* (S. 148–169) und von Monika Schausten zum *Sperber* (S. 170–191), Sebastian Coxons Sichtung der Fastnachtsanspielungen in den spätmittelalterlichen Schwankmären (S. 192–206) und – hinsichtlich der je narrativ konstruierten Konstellationen von Sexualität und Ökonomie – besonders die Analysen von Udo Friedrich (zum *Schneekind*, zu Claus Spauns *Fünzig Gulden Minnelohn*, Kaufringers *Zurückgegebenem Minnelohn* und Ruprechts von Würzburg *Treueprobe*; S. 48–75) und Andrea Schallenberg (zum *Almosen*, zu Kaufringers *Der Zehnte von der Minne* und zu *Kaiser Lucius’ Tochter*; S. 76–107). Problematisch wird es auch hier allenfalls, soweit die je partikulare diskursive Kombinatorik der erzählerischen Kulturkonstruktionen auf einen geschlechterhierarchisch vordefinierten ideologischen Zusammenhang hin überschritten und entdifferenziert wird: So scheint mir etwa durchaus diskutabel, daß in *Der Zehnte von der Minne* die schwankhaften Motive der sexuellen Naivität und des Minnekaufs auf

eine Weise variiert werden, die die ökonomische Asymmetrie dieses Handlungsmusters akzentuiert und eine kritische Perspektive auf die einschlägigen Geschichten (*Almosen, Dulciflorie, Häslein, Sperber*) erlaubt. Das heißt aber nicht, daß für diese Texte selbst ohne weiteres eine ideologische Doppelbödigkeit zu veranschlagen wäre: Ihre diskursiven Konstellationen von Sexualität und Ökonomie – besonders die offene Ambivalenz des *Almosen*, die Schallenberg ja differenziert herausarbeitet – lassen sich kaum auf eine affirmative „Wunschphantasie“ reduzieren, in der die weibliche Naivität und die „inszenierte Freude aller Beteiligten an der sexuellen Begegnung“ nur dazu dienen, „das *factum brutum* der Übervorteilung – und damit indirekt [...] die Aspekte von Zwang, Herrschaft, Unterdrückung und Gewalt“ zu kaschieren (S. 96).

Die Frage nach einer möglichen ideologischen Funktionalität der Mären – allerdings nicht in bezug auf die Geschlechterhierarchie, sondern auf die Normen der höfischen Zivilisation – steht im Mittelpunkt des Beitrags von Christopher Young (S. 24–47): Widersprüche zwischen *narratio* und Epimythion im *Nackten Ritter* des Stricker und in der Konrad von Würzburg zugeschriebenen *Halben Birne* versteht er jeweils als Indiz für strukturell ausgestellte Abweichungen der höfischen Praxis vom normativen Ideal. Diese Diskrepanz sei allerdings nicht als subversive Kritik zu lesen, sondern werde als solche anerkannt und affirmativ in das Normensystem re-integriert – im Sinne Slavoj Žižeks eine ideologische Struktur par excellence (S. 40). Youngs subtile Analysen sind vor allem darin überzeugend, daß sie die Epimythien ernstnehmen und den Reibungen zwischen Erzählteil und *moralisatio* nicht aus dem Weg gehen. Im Gegenzug allerdings wird man den provokanten erzählerischen Ambiguierungen und Skandalisierungen der Texte wohl nicht gerecht, wenn sie lediglich als komische Übertreibungen wahrgenommen werden, als bloßes Mittel einer „ideological tactic“ (S. 46), durch die die Erzählung ihr ‚kritisches‘ Potential zugunsten einer bestätigten Normgeltung selbst entwertet.

Um ideologische Funktionen ‚novellistischen‘ Erzählens geht es auch in Sarah Kays spielerisch dreifach ansetzender, von den unterschiedlichen Ideologie-Konzepten Ernesto Laclaus, Judith Butlers und wiederum Slavoj Žižeks inspirierter Lektüre einer Geschichte aus den *Cent Nouvelles Nouvelles* (S. 224–237): Zwei eng miteinander befreundete Edelleute verlieren nach erfolgreichem doppelten Ehebruch mit einer bürgerlichen Frau unter kontingenten Umständen einen kostbaren Ring an deren nichtsahnenden Ehemann, akzeptieren jedoch angesichts der genossenen Freuden diesen Verlust am Ende. Während Young die Differenz zwischen ideologischem Konstrukt und ‚realer‘ Praxis weitgehend in den strukturellen Brüchen der Texte selbst auffindet, verschiebt sie sich in Kays Interpretation mehr und mehr auf die Grenze zwischen dem Text und dem, was er ausschließt und ungesagt läßt. Die ideologische Konstruktion der Novelle zeigt sich dabei zunächst als Durchsetzung eines hegemonialen Machtanspruchs der Adelsgruppe (Laclau), sodann als Durchstreichung eines homoerotischen Modells durch die heterosexuelle Norm (Butler) und schließlich als Verdrängung der Körperlust durch das „surplus enjoyment“ (S. 235) ihrer Verbalisierung und sprachlichen Beherrschung (Žižek).

Die Überzeugungskraft der drei Lektüregänge für die jeweils konzeptuell eröffnete reizvolle Aussicht, „historicalness“ im literarischen Text selbst lokalisieren zu können, statt in ihm „a documentary or instrumental value with regard to some *other* history“ suchen zu müssen (S. 236f.), nimmt von Mal zu Mal ab. Vor allem die dritte Lesart überzieht, soweit ich sehe, das textuell Gegebene: Zwar schlägt am Ende der Geschichte nach der intradiegetischen Aufklärung des Geschehens und der anschließenden Rechtfertigung des Ringverlusts der Ärger der beiden Liebhaber in Lachen über ihr glückliches Abenteuer um. Eine Entwertung aber des ‚realen‘ sexuellen Genusses gegenüber der angeblich noch lustvolleren Möglichkeit, ihn moralisierend zu versprachlichen und dabei ständische Überlegenheit zu demonstrieren („the only form of enjoyment that counts“, S. 236), kann ich dem Text nicht entnehmen. Weniger eine historische spezifischere ideologische Funktion – oder überhaupt eine historische Semantik – scheint mir hier sichtbar zu werden als eher – durch den Text hindurch – die Selbstreflexion der postmodernen Ideologeme von der unaufhebbaren Absenz des Körpers und vom *surplus* der Sprachlust. Nur angedeutet sei, daß Kays Versuch einer Historisierung des textuell Ausgeschlossenen innerhalb des Bandes selbst auf anregende Weise mit James A. Schultz’ diskursanalytisch begründeter Forderung zusammentrifft, nicht mehr oder minder unreflektiert eine transhistorisch einheitliche Referenz für den Begriff des ‚Begehrens‘ („desire“) vorauszusetzen, sondern diesen ‚leer‘ zu lassen, um stattdessen zunächst unterschiedliche Objekte verschiedener diskursiver Formationen genauer erkennen zu können und erst anschließend deren historisch spezifische Korrelationen zu rekonstruieren (S. 122–147).

Bezüge zwischen den germanistischen Beiträgen des Bandes und jenen aus anderen Philologien bieten sich auch sonst eher auf konzeptueller Ebene an, weniger hinsichtlich der doch jeweils recht eng fokussierten Gegenstände. So befaßt sich etwa der längste Aufsatz des Bandes (Zygmunt G. Barański, S. 280–325) mit der positiven Stilisierung Cavalcantis in *Decameron* VI 9 als einer Stellungnahme Boccaccios innerhalb des gelehrt-literarischen Diskurses. William Burgwinkle (S. 260–279) deutet die Streuung fragmentarisch-anekdotescher Erzählungen über berühmte historische oder literarische Figuren in frühen italienischen Novellensammlungen als raffiniert diskontinuierlichen biographischen Modus, analog der von Walter Benjamin beschriebenen Struktur des historischen Gedächtnisses. Ardis Butterfield (S. 238–259) analysiert einige anglo-normannische Fabliaux, die den sprachlichen und kulturellen Unterschied zwischen „Frenchness“ und „Englishness“ verhandeln, ohne ihn auf eine simple Polarität zu reduzieren. Christopher Cannon (S. 326–346) versucht zu zeigen, daß entgegen der geläufigen Forschungsmeinung das zweite Stück der *Canterbury Tales*, die tragikomische *Miller's Tale*, nicht etwa durch schwankhafte Zufälligkeit den Boethianismus der vorangehenden *Knight's Tale* konterkarriere, sondern vielmehr selbst in geradezu idealer Weise einen boethianisch geordneten Kosmos repräsentiere. Im letzten Beitrag des Bandes schließlich (S. 347–372) gibt Bart Besamusca einen informativen Überblick über das Korpus der als *sproken* bezeichneten mittelniederländischen Kurzdichtungen. Von den fünf anschließend exemplarisch analysierten Texten weist allerdings nur einer eine dominant erzählerische und ‚novellistische‘ Struktur auf, während es sich bei den anderen eher um didaktische ‚Reden‘ eines auktorialen Ich mit argumentativen, allegorischen und narrativ-legendarischen Elementen handelt.

Dem Leser dürfte es nicht leicht fallen, wie in der „Einleitung“ von ihm gefordert, eine „europäische Perspektive auf die mittelalterliche Novellistik“ aus der „Zusammenschau der Einzelbeiträge“ zu gewinnen (S. XXXII). Es wäre aber nicht damit getan, diese Aufforderung gewohnheitsmäßig als Sammelband-Rhetorik zu überlesen und sich an die jeweils interessierenden Erträge der einzelnen Studien zu halten. Die „Zusammenschau“ nämlich ist durchaus aufschlußreich: Sie führt einerseits überzeugend vor Augen, daß gerade die Charakteristik ‚novellistischen‘ Erzählens kontextualisierende Analysen in besonderem Maße notwendig macht, und sie läßt andererseits absehen, daß die damit erreichbare, den Texten angemessene analytische Komplexität umfassende (literar)historische Synthesen nicht fördert, sondern erschwert. Der bescheidene Anspruch, lediglich den Blick für die disziplinären „Differenzen und Konvergenzen“ sowie für die kulturellen „Unterschiede und Gemeinsamkeiten [...] schärfen helfen“ zu wollen (ebd.), wirkt angesichts dieses spezifischen Dilemmas unbefriedigend. Will man dem Band konsequent eine „future agenda“ (S. IX) der Märenforschung entnehmen, dann jedenfalls die, ihren aporetisch aufs historisch Ganze zielenden hermeneutischen Zirkel – um auf den Fußball zurückzukommen – durch kurz gehaltene, dafür dichte und dynamische Paßspiele eines kulturwissenschaftlichen ‚Schalker Kreisels‘⁷ zu ersetzen.

Universität München
Sonderforschungsbereich 573
Teilprojekt B6
Schellingstraße 3
D-80799 München
m.w@lmu.de

Michael Waltenberger

⁷ Auf dieser damals revolutionären Spieltaktik beruhten die großen Erfolge des FC Schalke 04 seit Ende der 1920er Jahre.